

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 23 (1933)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Muttertreue  
**Autor:** H.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647307>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

um zum Genuß einer „Jungfrau von Orleans“-Aufführung im Stadttheater zu gelangen, die lebendige Verkörperung der idealistischen Weltanschauung, die Bestätigung unseres Rechtes auf Schiller und auf seine Begeisterung für alles Hohe und Edle.

Auch die Bilder meiner Kameraden von damals steigen lebendig vor mir auf aus dem Erinnerungsbuch. Auch ihnen, den strebsamen, frohmütigen, opferfreudigen und hilfsbereiten, wie den Bummelern, Schwänzern, Kartenspielern (wir lösten uns ab in diesen Rollen), verdanke ich charakterbildende Eindrücke; die einen mögen als positive, die andern als negative Beispiele auf mich gewirkt haben. Sicher aber ist das Band der Klassenkameradschaft umso inniger und freundschaftsbetonter und darum eindrucksvoller, je länger das gemeinsame Erleben im Konvikt gedauert hat. Und bei jeder Klassenzusammenkunft wird es neu gestärkt, wird mit den Vorstellungen erweitert und vertieft, die aus den gegenseitigen Berichten und Beichten aus dem Berufs- und Familienerleben herbeifließen. Der bernischen Lehrerschaft ist aus der engen Verbundenheit der Klassen unter sich und dieser mit dem Staatsseminar viel von jener Solidarität zugeströmt, die sie so erfolgreich um ihre soziale Besserstellung hat kämpfen lassen. Das weiß sie auch und darum hält sie auch in Treue fest an ihrer Bildungsstätte. Diese Liebe und Treue würde sich sofort erweisen und in Tat umsetzen, sollten je wieder politische Stürme wie dereinst sie bedrohen.

Daß unser bernisches Staatsseminar vor solchen Zeitgefahren verschont bleibe und daß ihm eine friedliche Weiterentwicklung beschieden sei, das soll, post festum zwar, aber darum nicht weniger warm, unser Wunsch sein zur Jahrhundertfeier.

H. B.

## Muttertreue.

„Ich bin krank und völlig verlassen. Senden Sie bitte einen Arzt zu mir!“ Diese seltsame Botschaft war „An das Hospital nahe dem Strand“, in London, gerichtet. Sie kam mit der Frühpost in die Hände des Direktors des Charing Cross Hospitals. Die Adresse war eine Hintergasse im Stadtteil Soho, der Notizschrei unorthographisch auf ein feines Papier geschrieben.

Obgleich es nicht Sitte ist, Patienten außerhalb des Hospitals zu behandeln, so machte dieser Hilferuf doch solchen Eindruck auf den Direktor Mr. Inmann, daß er sich sofort in Begleitung eines Arztes auf den Weg machte, die Kranke aufzusuchen. Die Herren erstiegen die Treppe eines trübseligen Hauses nahe Piccadilly, wo sie die Ge- lichte in einer Bodenkammer fanden.

„Die einzige Ausstattung“, so erzählte der Direktor in einer Londoner Tageszeitung, in der sein Bericht zu lesen war, „bestand aus einem auf zwei Blöcke gelegten Brett, das einen Tisch vorstellte, und einer Seifenkiste als Stuhl. Die einzige Zufuhr an Luft und Licht vermittelte eine Luke, deren Glas zerbrochen war.“

In einer Ecke des Zimmers kauerte eine schwer kranke Frau, bedeckt mit einem Stück Sackstoff. Ihre müde, schwache Stimme verriet eine fremde Aussprache. Sie hatte scheinbar schon eine Woche lang so gelegen, bis ihr Zustand entdeckt wurde. Während dieser Zeit hatte sie wenig oder gar nichts gegessen, so daß sich ihr Befinden durch chronische Schwäche noch verschlimmert hatte. Es war klar — hier durfte keine Minute länger gezögert werden. Sofort wurden Anstalten getroffen, die Frau ins Hospital zu überführen.

Die Untersuchung ergab, daß Frau St. an einer schmerzhaften Krankheit litt, die leider nur zum traurigen Ende führen konnte. Sie war eine Schweizerin, die seit

zwei Jahren in London lebte und in der Küche eines Soho-Restaurants vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gearbeitet hatte — für 15 Schilling die Woche, wovon ihr Arbeitgeber noch 3 Schilling für Essen abzog, und 9 Schilling kostete wöchentlich ihre Dachkammer:

„Haben Sie denn keine Angehörigen oder Freunde?“ wurde sie gefragt. Tränen kamen in ihre Augen. „Hier nicht, nur in der Schweiz.“ „Warum haben Sie sie denn verlassen?“ fragte man. Für einen Augenblick übermannte sie die Bewegung. Dann, unter Schluchzen, schüttete sie ihr Herz aus: Ihr einziger Sohn, der bis zum Kriege in Deutschland gearbeitet hatte, ließ sich bei Kriegsausbruch naturalisieren, um mitkämpfen zu können. Vielleicht war es ein Rest der alten Reisläuferei, vielleicht auch Dankbarkeit für das Land, das ihm Brot gegeben hatte. Genug, er wurde verwundet, gefangen genommen und starb. — Das Licht einer wundervollen Liebe schimmerte durch ihre tränenreichen Blide, als sie fortfuhr: „Ich fühlte mich so einsam ohne ihn, und so kam ich in euer Land, um ihm nahe zu sein.“ Als Schweizerin war es ihr gestattet worden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was sonst in England Landfremden nicht gestattet ist.

Jede Woche besuchte sie ihres Sohnes letzte Ruhestätte, und von dem, was ihr von ihrem kärglichen Lohne blieb, schmückte sie das Grab mit Blumen.

Als Frau St. starb, hielt sie in ihren erkalteten Händen ein Bild. Es war die Photographie eines einfachen Holzkreuzes auf einem Grabe, das sich in einem altmodischen englischen Kirchhofe befand. Kameraden des Sohnes hatten es ihr nach seinem Tode in die Schweiz gesandt, wo es den Wunsch in ihr erweckte, in seiner Nähe zu sein.

Muttertreue, das Köstlichste in der Welt! Sie kennt keinen Unterschied der Nationen oder Rassen. Der Krieg ist das grausame Ungeheuer, das das Mutterherz seines größten Schatzes beraubt.

H. B.

(Aus Pro Juventute.)

## Die Probe.

Von Paul Burke, New York.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

„Fräulein Dodd, wo ist die Kopie meines Briefes an Braithwaite & Co.? In der Registratur ist natürlich wieder einmal nichts zu finden.“

Herr Herwood, Chef der Architektenfirma Willy C. J. Herwood, stand in der Tür zwischen seinem Privatkontor und dem Arbeitsraum seiner drei Angestellten.

„Oh, sie ist auf Ihrem Schreibtisch, Herr Wells“, wandte sich Anny Dodd, die Sekretärin des Firmeninhabers, an Harry Wells, dem einen ihrer beiden männlichen Kollegen im Bureau.

„Kein Gedanke“, gab dieser zurück, „ich habe sie überhaupt nicht gesehen.“

„Aber gestern abend habe ich sie doch auf ihren Platz gelegt“, sagte Anny, schon ein wenig ärgerlich, „sie muß doch da sein.“

„Nebrigens sah ich die Kopie noch heute früh unter Ihren Papieren, Wells“, mischte sich jetzt David Groß, der zweite männliche Angestellte der Firma, in das Gespräch. „Schauen Sie nur noch einmal richtig nach.“

„Aber ich sage Ihnen doch, ich habe die Kopie nicht, noch habe ich sie je gehabt“, erwiderte Wells noch einmal. „Halten Sie mich für einen Narren?“

„Auf jeden Fall gehört die Kopie auch nicht auf Herrn Wells' Schreibtisch, sondern in die Registratur, wo ich sie finden kann, wenn ich sie brauche“, unterbrach jetzt der Chef das hitziger werdende Gespräch. „Ich habe Sie schon verschiedentlich gewarnt, Fräulein Dodd ... Bitte, kommen Sie einmal zu mir ins Zimmer.“